

Ludwig Goldstein schreibt in Nr. 32 vom 20. Januar 1919 über „Die Büchse der Pandora“.

„Grundgütiger Galgen! Dann fehlt nichts auf Erden, als daß dies Stück noch auf die Bühne kommt!“ So stöhnt der Staatsanwalt im Prolog des Dramas. Nun ist diese trübe Ahnung Wirklichkeit geworden, wozu freilich erst der Weltkrieg verloren gehen, Deutschland revolutioniert werden und Wedekind sterben mußte. Ganz frank und frei kann jetzt „Die Büchse der Pandora“ auf jedem Podium ausgeschüttet werden, und jeder Spießherren wird sich allmählich überzeugen können, daß dadurch nicht neue Uebel in die Welt gebracht, sondern die alten nur neu beleuchtet werden. Zugegeben, daß die Handlung dieses Stückes ein Pandämonium der Laster und Leidenschaften ist, dessen kalter Zynismus unerträglich wäre, würde er nicht durch einen faszinierenden Witz und Geist ausgeglichen, wie er nur diesem seltsamen Genie zu Gebote stand. Zugegeben, daß die Gestalten des Dramas eine ausgesuchte Gesellschaft von Verbrechern, Hochstaplern, Mördern, Kupplern, Dirnen und Zuhältern sind — alles Leute, die (mit dem Schriftsteller Alwa, einem Halbporträt Wedekinds, zu reden) nie in ihrem Leben ein Buch gelesen haben, und denen die einfachsten animalischen Instinkte bei ihren Handlungen maßgebend sind. Unter den Larven die einzig fühlende Brust, der einzig anständige Mensch ist die unglückselige Komtesse; aber sie ist dafür mit dem Fluche wider natürlichen Empfindens bemakelt, der hier zum ersten Mal Gegenstand ernster dichterischer Behandlung geworden ist. — Gleichwohl braucht niemand, der das Leben auch außerhalb der Sonntagsnachmittags-Erbauungsstunde zu betrachten gelernt hat, für sein Seelenheil zu zittern. Im Gegenteil sollte man meinen, daß so viel ungeschminkte Brutalität, soviel unverhüllter Schmutz nur abstoßend und niemals anziehend wirken kann. Man muß ja schon pervers veranlagt sein, um aus diesen Sumpfbüchsen Duft und Genuß zu saugen. Zudem schwingt Wedekind offenkundig genug den Schulmeisterbuckel, und man kann ihm schon glauben, daß er mit diesem Werk „einer Forderung höchst menschlicher Sittlichkeit zu genügen“ vermeinte. Der Sittenrichter kommt hier zu seinem Spruch, nachdem er die Prozeßakten gegen Lulu und Genossen von A bis Z durchgewälzt hat, und der Richter in Gestalt Jacks the Ripper vollzieht das blutige Urteil... Dem Laster wird kein Triumph bereitet, sondern ein schmachvolles Ende. Die traurigen Helden gehen zu Grunde, wie nur je in einem gutbürgerlichen Trauerspiel. Der verwahrloste Fürsorgezögling stürzt sich die Treppen herunter, Alwa und Rodrigo werden erschlagen, Lulu und die Gräfin fallen dem Lustmörder zum Opfer —: kein Schiller räumt mit dem Abhub der Menschheit gründlicher auf.

Manche Angsthäsen mögen die neugewonnene Zensurfreiheit selbst für eine Büchse der Pandora halten, der jetzt hemmungslos alle dramatischen Uebel der Weltliteratur entsteigen werden. Nun, wir wollen getrost abwarten, was der Takt der Bühnenleiter, der Kritik und des Publikums uns beschert! Jedenfalls sind wir dem verdienstvollen Leiter des Neuen Schauspielhauses dankbar, daß er die Aufführung dieses Werkes gewagt hat. Niemand braucht ihn in Verdacht zu nehmen, daß er damit nur die Konjunktur des Augenblicks ausgenützt habe. Man rufe sich in Erinnerung, daß Leopold Jeßner von jeher ein Vorkämpfer Frank Wedekinds gewesen ist, für den er sich bereitwillig in die Schanze schlug, als der Münchener noch nichts weniger als „Mode“ war und sich die gesamte Bürgerlichkeit vor diesem Satanas der Satanasse dreimal bekreuzte. Und gerade „Die Büchse der Pandora“ ist dem Wegbahner Jeßner von jeher eine Art Herzensangelegenheit gewesen. Schon im Sommer 1911 hat er, meines Wissens als Erster, in der freien Reichsstadt Hamburg eine öffentliche Aufführung durchgesetzt. Bis dahin hatte es nur ein paar Geheimvorstellungen gegeben, darunter die unvergeßliche, von dem „Fackel“-Kraus veranstaltete, in der der Dichter den Jack, der Veranstalter den schwarzen Prinzen, die Sandrock die Geschwitz und Albert Heine den Schigolch spielte. — Auch durfte, nachdem „Erdgeist“ hier bereits im Vorjahr durch das Schauspielhaus zu einem vielbesuchten Repertoirestück erhoben war, die den Sinn des Ganzen erst aufschließende und abschließende Lulutragödie nicht fehlen! Erst beide Teile zusammen ergeben Harmonie und Einheit; die Loslösung des ersten mag nicht wenig zur falschen Beurteilung der Dichtung und ihres Verfassers beigetragen haben.

Die Aufführung Jeßners stand seinem Ruf. Zwar hatte ich das Gefühl, als ob der zweite Akt fürs erste noch etwas zu grell-theaterhaft wirkte, dafür war es aber um so wohlthuender, daß die Ungeheuerlichkeiten des dritten von vornherein eine möglichst weitgehende Abdämpfung ins Dezenere erfahren hatten.

(Fischer 120–122).